

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 42 (1938-1939)

Heft: 22

Artikel: Der 10. August 1792

Autor: Carlyle, Thomas

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nung falsch ist. Es wurde dort folgendes Experiment angestellt: man stellte ein entsprechend belastetes Fahrrad auf eine Eisenplatte und schickte dann durch diese und durch das Rad einen langsam ansteigenden elektrischen Strom. Bei 7000 Volt sprang bereits ein Funke über den Gummi des Rades. Bei schlagartiger Stromzuführung — wie es also bei Gewitter der Fall ist — konnten bei 15 000 Volt Funkendurchschläge durch die Bereifung erzielt werden. Auch eine gut isolierte Gummiplatte wurde bei 16 000 Volt glatt durchschlagen. Wenn man nun bedenkt, daß bei Blitz-

schlägen noch weit größere Energien in Frage kommen und daß ferner durch Feuchtigkeit und Schmutz die Isolierung der Bereifung so gut wie aufgehoben ist, dann geht daraus hervor, daß ein Radfahrer bei einem Gewitter praktisch genau so ungeschützt ist wie ein Fußgänger. Bei starken Gewittern muß also vor dem Besahren besonders ungünstiger Strecken — etwa hochgelegener Straßen ohne Bäume usw. — gewarnt werden, da die Möglichkeit eines Blitzaufschlags dann auch für den Rad- oder Autofahrer durchaus gegeben ist.

Dr. H. Wolterek.

Der 10. August 1792.

Von Thomas Carlyle.

In der Nacht vom 9. auf den 10. August rücken die Uhren im Königsschloß der Tuilerien langsam auf zwölf zu. Alle Zimmer sind gedrängt voll, gegen siebenhundert Herren in Schwarz sind da; rote Schweizer, starr wie die Felsen, sind da; das Ministerium ist da, ein Gespenst, das mit Syndikus Roederer und mit Ratgebern um Ihre Majestäten schwiebt. Horcht! Durch die ruhige Mitternacht tönt eine ferne Sturmklange. Wahrhaftig, Turm um Turm stimmt das Sturmlied an. Schwarze Hofleute lauschen an den offenen Fenstern. Das ist die Sturmklange von Saint-Roch, das die von Saint-Jacques, das die von Saint-Germain. Ja, auch die Stadthausglocke stürmt; Marat selbst, Marat ist's, der dort am Seil zieht. Marat zieht am Glockenseil. Robespierre ist für die nächsten vierzig Stunden unsichtbar; gewisse Menschen haben eben Mut, und andere Menschen haben so gut wie keinen Mut.

Und König Ludwig? Er hat sich einen Augenblick niedergelegt, um zu ruhen; als er wieder erschien, hatte seine Perücke auf der einen Seite den Puder verloren. Aber sonst ist man in den Tuilerien, da ja der Aufstand noch nicht kommt, ziemlich heiter und zuversichtlich, und es läuft sogar ein Witz herum: die Sturmklange, wie eine ausgetrocknete Milchkuh, gibt keinen Ertrag. Und so kommt auch für die Tuilerien der Morgen des 10. August 1792 heran. Schwester Elisabeth führt die Königin zum Fenster: „Schwester, sieh den schönen Sonnenaufgang gerade über der Jakobinerkirche!“ Wenn doch das Sturmläuten nichts einbrächte! Ungefähr um fünf Uhr hört man vom Garten her ein heulendes Jauchzen, und man vernimmt die Worte: Es lebe die Nation! Denn es ist Majestät eingefallen, die Trup-

pen zu mustern; und die vordersten Reihen haben so geantwortet. Die Königin bleibt ruhig und fest; die österreichische Lippe und die Adlernase traten heut noch mehr hervor als sonst und gaben ihrem Antlitz eine kühne Würde. O, du Theresias Tochter! Wenn nur die Sturmklange nichts einbrächte!

Aber die Sturmklange bringt etwas ein, hat etwas eingebracht, König Ludwig! Denn sieht, wie sich schimmernd vom fernen Osten her bei den ersten Strahlen der Sonne eine unermessliche Meeresflut von Picken und Gewehren ergießt. Dort marschiert es, das grimmige Heer, die düsteren Marseiller voran. Weithin ist ein drohendes Summen und Murmeln hörbar, und die in Waffen schimmernden Massen wälzen sich immer näher heran. Kein König kann ihnen befehlen zurückzugehen. Das stählerne Heer wogt vorwärts, und Seitenströme von Zuschauern wälzen sich hierhin und dorthin. Der neue Kommandant Santerre hat sich im Stadthaus niedergelassen und ruht hier auf halbem Weg. Aber der Elsässer Westermann mit geschwungenem Säbel, der rastet nicht, auch die Sektionen rasten nicht, auch die Marseiller rasten nicht; beständig wogt ihre stählerne Flut vorwärts. In den Tuilerien wird alles Bewegung, als man sie kommen hört. Die roten Schweizer greifen nach ihrem Pulverhorn, die Hofleute greifen nach ihren Büchsen, Rapieren und Dolchen. Einige ergreifen Feuerschäufeln, bis jeder seine Kriegswaffe hat.

Wie mag wohl unter diesen Umständen dem Syndikus Roederer zumute sein? Will der Himmel keinen Mittelweg öffnen für diesen armen Syndikus, der zwischen den beiden Parteien schwankt? „Eure Majestät haben keine fünf Minu-

ten zu verlieren; es gibt nur in der Nationalversammlung noch Sicherheit für Sie. Und die Ansicht des Departements ist es, daß Sie sich ohne Zögern dahin begeben müssen.“ Aber Seine Majestät, vor allem Ihre Majestät kann sich nicht dazu verstehen. Es wurde auch geschrieben, sie hätte dem König eine Pistole gezeigt und gesagt, jetzt oder nie wäre die Zeit sich zu zeigen. Ja, sie war königlich, diese Frau, nicht haderte sie gegen das unerbittliche Schicksal; wie Cäsar im Kapitol, hüllte sie sich in ihren Mantel, wie es sich geziemt für eine Königin und schließlich für jeden Menschen. Aber du, o Ludwig, aus welchem Stoff bist du denn überhaupt gemacht? Wagst du auch nicht einen einzigen Streich für Leben und Krone? Das dummste Tier, das man jagt, stirbt nicht so. Bist du von allen Sterblichen der schlafste oder der sanftmütigste? Nein, du bist der unglücklichste.

Die stählerne Flut rückt heran, weit und breit nichts als unendliches Summen und Murmeln. Vorläufer halten schon hastig Zwiesprache durch die äußerer Gitter mit den Nationalgarden. Syndikus Roederer geht ein und aus und aus und ein. Die Kanoniere fragen ihn: „Sollen wir auf das Volk feuern?“ Die Minister fragen ihn: „Soll des Königs Schloß gestürmt werden?“ Syndikus Roederer hat ein schweres Spiel. Er spricht zu den Kanonieren nicht ja und nicht nein. „Nun gut, Roederer, du willst warm und kalt sein. Wir können nur eins sein,“ und so werfen die Kanoniere ihre Luntentöcke weg. Bedenkt wohl diese Antwort, o Ludwig, und ihr Minister, und schlägt schnell den sicherer Mittelweg des armen Syndikus ein, den sicherer Mittelweg zur gesetzgebenden Versammlung. Noch ist der König unschlüssig, er fürchtet Verrat, er traut Roederer nicht ganz. Dann aber ruft er mit erhobener Rechten: „Gut denn, geben wir, weil es sein muß, auch noch den letzten Beweis unserer Vaterlandsliebe.“ Theresias Tochter sieht ihn starr an. Aber Ludwig sagt noch einmal: „Laßt uns gehen!“ Und so gehen sie, der König, die Königin, Schwester Elisabeth und zwei königliche Kinder, Syndikus Roederer, die Beamten des Departements, sie gehen durch eine doppelte Reihe von Nationalgarden, die roten Schweizer blicken traurig und vorwurfsvoll drein. Vor einigen Minuten hat es auf allen Uhren acht geschlagen. Der König hat die Tuilerien verlassen. Für immer!

Und nun, ihr standhaften Schweizer, ihr tapferen Herren in Schwarz, für welche Sache sollt ihr euch opfern? Blickt aus den Fenstern, ihr

könnt sehen, wie der König ruhig seinen Weg fortsetzt. Seht, wie der kleine Kronprinz spielend die gefallenen Blätter mit den Füßen emporwirft! Seht, wie dem König zur Seite auf der Feuillantsterrasse eine tobende Menge wirbelt! Seht, wie des Königs Garden am Eingang des Saales zurückbleiben müssen! Seht, eine Gesandtschaft von Gesetzgebern kommt heraus! Und nun seht, das Königtum geht die Treppe zum Saal der gesetzgebenden Versammlung hinauf. Das Königtum tritt ein und verschwindet unser Augen. Für immer!

Und ihr, ihr Schweizer, und ihr Herren in Schwarz, euch ließ man da stehen ohne einen Weg, ohne einen Befehl, mitten unter Abgründen und Erdbeben. Die schwarzen Hofleute verschwinden zum größten Teil. Und die armen Schweizer wissen es noch weniger, was sie tun sollen. Aber eins ist ihnen klar, die Pflicht, auf ihrem Posten zu bleiben. Und diese Pflicht werden sie gut erfüllen.

Die schimmernde Stahlflut ist angelangt, sie schlägt jetzt gegen die Schranken und Höfe des Schlosses, laut brandend weit und breit. Sie stürzt herein, die düsteren Marseiller voran. Sie füllt den Karussellhof, die Marseiller voran. „König Ludwig sei fort, sagt ihr. Hinüber zur Versammlung? Schön und gut, unser Posten ist in diesem, seinem alten Schloß; solange Ludwig nicht abgesetzt ist, müssen wir hier bleiben.“ „Bedenkt, ihr tapferen Schweizer, ob es gut wäre, wenn ein grimmiges Morden anfangen sollte, um eines Steinhaufens willen!“ Die armen Schweizer wissen nicht, was sie tun sollen. Zum Zeichen der Brüderschaft werfen einige von ihnen aus den südlichen Fenstern Patronen herunter; auf der östlichen Außentreppe und drinnen in den Fluren und Gängen stehen sie in festen Reihen und weigern sich, ihren Platz zu verlassen. Westermann spricht zu ihnen im Elsässerdeutsch, Marseiller sprechen zu ihnen mit hitzigen Gebärden, wilder tumult ringsum tobt auf sie ein. Die Schweizer stehen fest und unbeweglich, ein roter Granitdamm mitten im brüllenden, blitzenden Stahlmeer.

Welches muß wohl hier der unvermeidliche Ausgang werden? Die Marseiller und ganz Frankreich auf dieser Seite, die felsenfesten Schweizer auf jener Seite. Die Gebärden werden heftiger und heftiger, die Marseiller schwingen die Säbel in der Luft, die Schweizer Faust spannt das Gewehr. Und horch! vom Karussellhof her, donnernder als jeder Lärm ringsum,

kommen drei Marseiller Kanonenkugeln über die Dächer gerasselt. Nun denn auch ihr, Schweizer: gebt Feuer! Und die Schweizer feuern, eine Ladung um die andere, und nicht wenige Marseiller liegen zerschmettert auf dem Pflaster. Und der Karussellhof ist leer, und die schwarze Flut prallt zurück, und bis nach Saint-Antoine stürzen einige Flüchtlinge. Auch die Kanoniere ohne Luntentöpfe haben ihre Kanonen im Stich gelassen und sind verschwunden; die Schweizer werden die Kanonen gut benutzen können. Denn die finsternen Marseiller, die sich auf der Stelle wieder gesammelt haben, sind zu schwarzen Höllengeistern geworden, denen der Tod ein lächerliches Nichts bedeutet. Auch der Elsässer Westermann bleibt nicht zurück. Aus allen Patriotengeschüzen tobts als Erwiderung ein lodernder Feuerstrom. Blaue Nationalgarden, die im Garten aufgestellt sind, können nicht hindern, daß ihre Gewehre losgehen gegen fremde Mörder; denn es ist eine Sympathie in Musketen und gedrängten Menschenmassen: schlägt man eine Saite an, so tönen alle gleichgestimmten mit. Seht, das Feuer läßt nicht nach, auch nicht das innen rollende Feuer der Schweizer. Ein höchst merkwürdiger Zuschauer meint, die Schweizer hätten den Sieg davongetragen, wenn sie einen Anführer gehabt hätten; der das meint, ist ein Mann von Urteil, Napoleon Bonaparte. Und andere Zuschauer sind da auf dem Pont Royal, wo Kanonen stehen und gegen die Tuilerien donnern, und bei jedem neuen Schuß sauschen die Weiber und Klatschen in die Hände! Und in entlegenen Straßen trinken die Leute ruhig ihren Frühstückskaffee, gehen ruhig ihren Geschäften nach, schrecken nur etwas nervenschwach zusammen, wenn der dumpfe Widerhall etwas lauter schallt. Und hier? Die Marseiller fallen, und sterbend keuchen sie: „Rächt mich! Rächt das Vaterland!“ Seht, das Karussell ist jetzt in Flammen! Die Stadt ist in Fiebern und Krämpfen. Diese furchterliche Krisis dauert eine halbe Stunde. Da wagt sich vom hinteren Eingang der gesetzgebenden Versammlung her durch den tödlichen Tumult eine Gesandtschaft der Legislative, wendet sich gegen die Tuilerien, zu den Schweizern, bringt den geschriebenen Befehl Seiner Majestät, das Feuern einzustellen! O ihr unglücklichen Schweizer! Hätte man euch lieber den Befehl gegeben, mit dem Feuern nicht erst zu beginnen! Wer will jetzt dem tollen Aufruhr befehlen, das Feuer einzustellen? Zum Aufruhr kann man nicht sprechen, und er

kann nicht hören. Und ringsherum zu Hunderten liegen die Toten und Sterbenden, und sie werden blutend durch die Straßen getragen, und ihr Anblick entzündet wie eine Racheaase der Furien den Wahnsinn. Das patriotische Paris brüllt wie eine Bärin, der man ihre Jungen geraubt hat. Vorwärts, ihr Patrioten! Rache! Sieg oder Tod! Man sieht wahnsinnige Männer, nur mit Spazierstöcken bewaffnet, sich in den Kampf stürzen.

Die Schweizer haben aufgehört zu schießen. Ein verzweifelter Augenblick. Von außen gedrängt, von innen gelähmt. Entweder Schutz suchen oder augenblicklich den Tod erdulden. Ein Teil flieht durch die Rue de l'Echelle und wird vernichtet. Ein zweiter Teil eilt durch den Garten in die Nationalversammlung und findet Mitteid. Der dritte und größte Teil, dreihundert Mann stark, macht einen geschlossenen Ausfall nach den Champs-Elysées. Wehe, im mörderischen Sansculottenfeuer löst sich die Kolonne in verworrene Bruchstücke auf, durch die Verschiedenheit der Meinungen, zerfällt in Bruchstücke hierhin und dorthin, um, von Straße zu Straße kämpfend, zu sterben. Fünfzig werden als Gefangene von den Nationalgarden nach dem Stadthaus geführt; auf dem Greveplatz stürzt das rasende Volk auf sie ein und ermordet sie bis auf den letzten Mann.

Ehre euch, ihr wackeren Leute, ehrenvolles Mitteid bis in fernste Zeit. Dieser Ludwig war nicht euer König, und er verließ euch wie ein König aus Feiern und Lumpen; ihr wart ja auch nur an ihn verkauft um ein paar armselige Groschen den Tag und wolltet doch arbeiten für euren Lohn und wolltet doch euer gegebenes Wort halten. Eure Arbeit war zu sterben, und die habt ihr brav verrichtet. Ehre euch, und möge die alte, deutsche Biederkeit und Tapferkeit, sei sie schweizerisch, sei sie sächsisch, zu keiner Zeit fehlen. Diese Schweizer waren echte Söhne jener Männer von Sempach und Murten, die wohl niederknieten, aber nicht vor dir, Burgunder Herzog!

Wenn der Reisende durch Luzern kommt, vergesse er nicht, nach dem Denkmal der Schweizer zu gehen, nach ihrem gewaltigen Löwen; nicht um des Künstlers willen allein, wenn er auch Thorwaldsen heißt. Aus lebendigem Felsen gehauen, ruht dort an den stillen Wassern des Bierwaldstätter-Sees die Gestalt des Löwen, Granitberge rund herum halten stumme Wacht. Und wenn auch unbelebt, der Löwe spricht.